

Verehrtes Lese-Publikum,
liebe Kolleg:innen,
verehrte Autor:innen.

Die Mitglieder der Jury stelle ich Ihnen heute zwar sehr kurz vor, es war aber ein umso größeres Vergnügen zusammenarbeiten zu dürfen mit, von außen nach innen in meine Richtung:

Shirin Sojitrawalla; neu dabei: Marie Schmidt und David Hugendick; Ihnen schon bekannt: Cornelia Geißler, Moritz Baßler und Maryam Aras. – Ich danke Euch für die gemeinsame Arbeit der letzten Monate.

Die Leipziger Buchmesse, die Oliver Zille in den letzten Jahrzehnten mit seinem kleinen, professionell und engagiert arbeitenden Team aufgebaut hat, ist mehr als eine Buchbörse. Auch dieser in sein 20. Jahr gehende Preis ist mehr als ein Marketinginstrument. Beide Institutionen interessieren sich nicht nur für sich selbst, sondern eben auch aus einer gesellschaftlichen Verantwortung heraus für das, was um sie herum geschieht. Ich darf an dieser Stelle im Namen der Jury Oliver Zille und seinem Team, besonders Gesine Neuhof, dafür ausdrücklich noch einmal danken. Wir wissen, was Sie getan haben.

Danken möchte ich im Namen der Jury auch Astrid Böhmisch, die uns so freundlich und aufmerksam begleitet hat und deren offenes Interesse wir mit Freude wahrgenommen haben und zu schätzen wissen. Wir wünschen Ihnen Erfolg, Durchsetzungskraft und Freude bei Ihrer Aufgabe, diesen Organismus zu begreifen und weiterzudenken.

Dank auch an Inga Niemann vom Literarischen Colloquium, die uns als Jury koordiniert hat. Sie ahnen sicherlich, was das bedeutet.

Ich weiß natürlich nicht genau, was Ihnen dieser Buchpreis jenseits von Jubel und Enttäuschung bedeutet. Für mich ist er vom Herzschlag der Messe gar nicht zu trennen, das empfinde ich in diesem Jahr in besonderer Weise.

Die Buchbranche und als Teil davon die Leipziger Buchmesse mit diesem Preis sind ja eine Art Resonanzverstärker der gesellschaftlichen Lage. Im Literaturbetrieb werden Konflikte sichtbarer und Vorwürfe deutlicher formuliert als in anderen Bereichen. In den letzten sechs Monaten hieß ein zentraler Vorwurf: Schweigen. Er wurde von verschiedenen Seiten und in unterschiedliche Richtungen ausgesprochen. Es ging um das Verschweigen von Leid, das Schweigen zu Trauma und zum fundamentalen Verlust einer denk- und lebbareren Zukunft für viele Menschen in Israel, in Gaza und dem Westjordanland. Aber eben auch hier bei uns haben insbesondere muslimisch und arabisch gelesene Menschen und Juden und Jüdinnen geäußert, das Schweigen der Anderen und oftmals auch das Schweigen von Freund*innen und Kolleg*innen seit dem 7. Oktober als fundamentale Ablehnung und als existentiell bedrohlich erfahren zu haben.

Ausgerechnet am 24. Februar stand ich oberhalb eines Demonstrationsplatzes und hörte den Sprechchören eines beschämend kleinen Grüppchens von Menschen zu, die um das Leben der Kinder in Gaza flehten. Die Sprechchöre klangen frustriert. Ich schaute auf dieses Grüppchen Menschen, dachte an eine junge Frau, 25 Jahre jünger als ich, von deren Zustand und Aufenthaltsort man seit den schrecklichen letzten Bildern ihrer Verschleppung durch die Hamas bis heute nichts weiß. Ich wünsche dieser jungen Frau namens Naama Levy und ihren Angehörigen, dass sie zurückkehren wird. Ich wünschte mir und den Menschen auf dem Platz, zu denen ich mich am 24. Februar nicht dazu stellte aus vielen Gründen, von denen einer dieses Datum war, dass wir diese tiefen Gräben des voneinander Verlassenseins wenigstens im Nachhinein werden besprechen können. Ich dachte an Meron Mendel und Adania Shibli, denen ich vor Kurzem an zwei aufeinander folgenden Abenden zugehört hatte und die beide auf unterschiedliche Weise davon sprachen, die Gleichzeitigkeit von Unrecht auszuhalten. Davon, dass die deutsche Gesellschaft dazu nicht in der Lage zu sein scheint. Warum nicht? Was für Geschichten müsste man erzählen, um das zu ändern?

Geschichten sind lächerlich, wenn es politische Lösungen braucht? – Sagen Sie das Joanna Osman. Die Autorin hat vor Kurzem in der Süddeutschen Zeitung aus deutsch-palästinensischer Perspektive und vor dem Hintergrund ihrer Erfahrung als Friedensaktivistin beschrieben, wie „die Anderen“, die im Umfeld von tatsächlicher brutaler Gewalt durch Bilder und Beschreibungen als Kollektiv entmenschlicht werden, durch Gespräche und Erzählungen

wieder in Menschen zu verwandeln. Wer das einmal erlebt habe, schrieb Osman, sei für's Leben davon geprägt.

Wir sind hier an einem Ort des Sprechens. Hier geht es ums Erzählen, darum Sprachen zu finden, Geschichten und Gedanken sichtbar werden zu lassen, Konflikte zu analysieren. Bücher sind mit Paul Celan gesprochen, „gestaltgewordene Sprache des Einzelnen“. Was Celan über das Gedicht sagte, wende ich auf Bücher an: Sie wollen zu einem Andern, sie brauchen ein Gegenüber. Sie suchen es auf, sprechen sich ihm zu. Solche Bücher sind oftmals aus einem Schweigen hervorgegangen. Bücher und die, die sie schreiben, kennen sich aus mit den vielen Formen des Schweigens.

Ich will damit sagen: Auch manches Schweigen ist das eines Einzelnen und nicht das einer Masse. Es kann viele Gestalten und Gründe haben, kann – muss vielleicht sogar – gedeutet und interpretiert werden. Es ist nicht zwingend gleichzusetzen mit Gleichgültigkeit. Vielleicht ist bei vielen, die schwiegen, sogar das Gegenteil der Fall, ein Bewusstsein dafür, wie Worte verletzen, wie jedes Wort ein nicht gesagtes mit sich bringt. Wie ein gut gemeintes Wort, auf nicht wieder gut zu machende Weise trifft, weil es der Lage und dem Gegenüber nicht gerecht wird.

Aber selbst, wenn man anerkennt, dass hinter manchem Schweigen fieberhaft gearbeitet wurde, um bedachter als nur mit Bekenntnissen zu reagieren, selbst dann, muss man sagen: Wir haben uns hier im Land in den letzten Monaten mehrheitlich verfehlt, in einer Situation, in der wir einander hätten beistehen müssen. Es gab keine gemeinsame Sprache.

Es gibt aber mühsame Versuche, dieses einander Verfehlen gegenseitig anzuerkennen und von dort aus anders anzufangen. Das ist wenig und bitter, aber es ist etwas und anders als das, was auf den öffentlichen Bühnen der Politik momentan passiert. Und es ist unser aller Angelegenheit.

Was hat das mit dem Preis der Leipziger Buchmesse zu tun?

Viele der nominierten Titel haben etwas zu sagen, wenn man sie unter der Perspektive der Auseinandersetzung mit diesem Schweigen liest, dessen Geschichte und Gründe ja älter als sechs Monate sind. Das heißt nicht, dass dies ein Kriterium für ihre Nominierung war. Es heißt aber schon, dass es bei diesem Preis nicht allein um „beste Bücher“ geht, sondern um Aufmerksamkeit auch für gesellschaftspolitische Fragen und für künstlerische Versuche, Gedanken und Erfahrungen zu formulieren und zu übersetzen, Geschichten zu erzählen und sei es bloß durch die Komposition von Motiven, und Problemlagen zu beschreiben.

Was wollen wir von Büchern in diesen Zeiten? Ablenkung. Das ist nicht verwerflich, sondern legitim. Aber viele suchen auch nach Möglichkeiten, sich und andere und unsere Zeit zu verstehen. Einige wollen sich auf Formsprachen einlassen und sich daraus folgend vergegenwärtigen und aus dem Ohnmachtsgefühl einen Horizont von Handlungsmöglichkeiten erfahren.

Das alles können Bücher leisten, wenn sie ein Gegenüber finden. Und ich danke den nominierten Autor*innen für ihre ganz und gar individuellen Fragen und Formen, mit denen sie uns als Gegenüber angesprochen haben. Was ich damit auch sagen möchte: Es funktioniert nicht ohne diejenigen, die lesen. Der Ball, verehrtes Publikum, liegt also bei Ihnen.

Eine der wichtigen Sparten des Preises der Leipziger Buchmesse ist die der Übersetzung. Von einer Übersetzerin, nämlich Anne Birkenhauer, die aus dem Hebräischen übersetzt und in Israel lebt, stammt ein Satz, den ich mit mir trage, seit ich ihn gelesen habe. Sie sagte bei einer Lesung: Die Grenze verlaufe momentan nicht zwischen Juden und Arabern bzw. Palästinensern, sondern zwischen solchen Menschen, die mit den anderen fair zusammenleben wollen, und denen, die die anderen loswerden wollen. Die Arbeit der Übersetzung fördert die Möglichkeiten des Zusammenlebens. Darum gebührt dieser Sparte auch der Anfang. Film ab bitte.